

■ SOG-Jahresversammlungen in Halle (Saale)

Öffentliche Jahresversammlung der Südosteuropa-Gesellschaft 2017

Halle an der Saale, 25. Februar 2017

Bericht von Anja Göbl, Halle

□ In diesem Jahr fand die öffentliche Jahreshauptversammlung der Südosteuropa-Gesellschaft (SOG) in der Aula der Martin-Luther-Universität in Halle-Wittenberg unter Federführung der Leiterin der Zweigstelle Halle, Prof. Dr. **Angela Richter**, statt. Eröffnet wurde die Veranstaltung durch den Präsidenten der SOG, Dr. h.c. **Gernot Erler** (MdB), und einem Medley beliebter Balkanlieder, vorgetragen von dem halleschen Gypsy Jazz-Duo **MOSĪK**, Susann Stephan und Romain Trudeau. Nach dem vielfältigen und klangstarken Beginn erfolgte die offizielle Begrüßung der Gäste durch Präsident Erler. Unter anderem waren in diesem Jahr auch siebzehn Nachwuchsdiplomaten aus den Ländern Südosteuropas bei der Jahresversammlung anwesend.

Dr. **Manja Hussner**, Direktorin des International Office der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, betonte in ihrem Grußwort die Wichtigkeit internationaler Studierender für die Universität. Diese Internationalisierung brauche engagierte Professoren, womit sie eine Brücke zum Dank an Frau Prof. Richter schlug. Des Weiteren führte sie die traditionelle Verbindung der Stadt Halle zu Ost- und Südosteuropa und die Geschichte der Slavistik in Halle an, denn bereits 1698/1699 wurde in Halle – nur vier Jahre nach Gründung der Universität – zum ersten Mal in Europa universitärer Russischunterricht abgehalten. Besondere Erwähnung fand auch der serbische Aufklärer Dositej Obradović, der an der halleschen Universität philosophische Studien betrieb. Auch aktuell ist die Slavistik in Halle an verschiedensten Austauschprojekten mit den Ländern Südosteuropas beteiligt, so zum Beispiel über Universitäts- und Fakultätspartnerschaften mit Novi Sad und Belgrad (Serbien) sowie Zagreb (Kroatien), und leistet damit einen wichtigen Beitrag zum Austausch junger Studierender und Akademiker.

Anschließend trat **Christiane Hullmann**, Stellv. Leiterin, Referat 209 Westlicher Balkan, im Auswärtigen Amt, stellvertretend für Dr. Christian Hellbach, den Beauftragten für Südosteuropa, Türkei und die EFTA-Staaten, an das Rednerpult. Sie betonte eindrücklich, dass die Arbeit der SOG, welche bereits seit ihrer Gründung einen wichtigen Partner der deutschen Politik darstelle,

in den heutigen Zeiten des Populismus wichtiger denn je werde. Sie sprach ihre Dankbarkeit für die Tätigkeit der SOG als wissenschaftliche Mittlerorganisation aus. Wichtig sei es, dass die Länder Südosteuropas ihren Transformationsprozess fortsetzten. Des Weiteren betonte Hullmann die Bedeutung der EU-Beitrittsperspektive für ebendiesen Prozess.

Im Anschluss an die Grußworte legte Dr. h.c. *Gernot Erler* in einem **Jahresbericht** die Arbeit der SOG 2016 dar. Zunächst bedankte er sich beim Auswärtigen Amt für die gute Zusammenarbeit der letzten Jahre. Einer der Schwerpunkte der Tätigkeit der SOG im vergangenen Jahr lag in der Aufarbeitung der Geschichte der Gesellschaft, welche im Rahmen eines Symposiums und diverser Beiträge in den Südosteuropa Mitteilungen erfolgte. Über 700 Mitglieder der Gesellschaft setzten sich mit Expertise und Empathie mit dem Balkanraum auseinander. Auch Erler betonte, dass das Engagement der Mitglieder in Zeiten der „Balkanroute“ und der so genannten „Flüchtlingskrise“ notwendiger denn je sei. Die Mitglieder würden täglich neuen und alten Herausforderungen begegnen und stellten mit ihrer großen Sachkenntnis gefragte Experten in den Medien und im akademischen Austausch dar.

Autokratien und schwache Demokratien seien in der Region ein Besorgnis erregendes Phänomen. So war die Situation in der Türkei und in Ungarn 2016 häufiges Diskussionsthema bei Veranstaltungen der SOG. Zudem sei die Balkanregion nun wieder Ort geopolitischer Überlegungen – so zu sehen in der Einflussnahme Russlands auf Montenegro und Mazedonien. Insgesamt gab es im vergangenen Jahr 24 Tagungen und Konferenzen und daneben 90 Einzelvorträge, die in den 20 Zweigstellen und in der Geschäftsstelle in München durchgeführt wurden. Erler betonte im Weiteren die herausragende Bedeutung der SOG-Nachwuchsförderung. Tagungen des wissenschaftlichen Nachwuchses konnten verstärkt gefördert werden. Von diesem Angebot werde bereits rege Gebrauch gemacht. Zudem war die Internationale Hochschulwoche 2016 mit dem Thema „Islam auf dem Balkan“, wie bereits in den letzten Jahren, ein wichtiger Ort des Austausches für Nachwuchswissenschaftler und Studierende. In Hinblick auf die Arbeit der Gesellschaft im Jahr 2017 warf Erler vor allem zwei Fragen in den Raum: „Was machen die USA unter Trump und die EU auf dem Balkan?“ und „Wie werden die EU-Beitrittsverfahren weitergehen?“. In beiden Fragen sah er die langjährige Expertise der SOG zur Unterstützung der Politik gefragt.

Im weiteren Programm der Jahreshauptversammlung erfolgte die **Verleihung des Journalistenpreises der Südosteuropa-Gesellschaft**. Der diesjährige Journalistenpreis wurde an Herrn *Erich Rathfelder* verliehen, der bereits seit 1985 als langjähriger Korrespondent der Tageszeitung *taz*, et. al., vom Balkan berichtet. Die Laudatio wurde von dem langjährigen Leiter der Deutschen Welle, *Dietrich Schlegel*, gehalten und ist hier im Wortlaut wiedergegeben:

»Erich Rathfelder lebt und arbeitet seit dreißig Jahren als Journalist auf dem Balkan. Er hat für seine Berichte, Reportagen und Analysen viel Anerkennung, aber auch manchen Widerspruch erfahren. Als Kriegsreporter in Bosnien-Herzegowina und im Kosovo hat er mehr als einmal sein Leben riskiert. Er musste über unzählige Verletzungen der Menschenrechte und monströse Massaker an der Zivilbevölkerung berichten. Und dennoch und gerade deshalb hat er seinen Glauben an die Notwendigkeit von Versöhnung und friedlichem Miteinander der verschiedenen Ethnien im früheren Jugoslawien nie aufgegeben. Im Gegenteil: Nach eigenem Bekunden versucht er heute aufgrund seiner prägenden Erfahrungen in den Kriegsjahren „als Korrespondent, Publizist und Filmemacher zur Verständigung der Menschen in diesem Raum beizutragen“. Auf diese Weise trägt er dazu bei, in Übereinstimmung mit den Aufgaben und Zielen der Südosteuropa-Gesellschaft die Aufmerksamkeit und das Interesse an dieser noch längst nicht befriedeten Region wachzuhalten – auch in Zeiten, in denen sich die internationale und auch die

deutsche Politik und die Medien auf andere Krisen- und Kriegsregionen konzentrieren. Für all dies und – wie es in der Verleihungsurkunde zusammenfassend heißt – für seine Verdienste um die Erweiterung der Kenntnisse über Südosteuropa zeichnet ihn die Südosteuropa-Gesellschaft heute mit ihrem Journalistenpreis aus.

Erich Rathfelder steht für einen bestimmten Typus des Auslandskorrespondenten und Krisen- und Kriegsberichterstatters. Bevor ich mich näher seiner journalistischen Tätigkeit zuwende, schauen wir kurz auf seine Biographie, aus der sich erklären mag, warum er Journalist wurde und für lange Jahre auch bewusst als Kriegsreporter arbeitete. Er wurde am 30. März 1947 in Bad Berneck im Fichtelgebirge geboren, wird also in Kürze seinen 70. Geburtstag feiern können. Über seine Jugend in der Provinz verrät er uns nicht viel, aber während seiner Studien der Geschichte, Politologie und Philosophie an der Münchner Ludwig-Maximilians-Universität und der Freien Universität Berlin tummelte er sich im linken Spektrum der Studentenbewegung. Jedoch hegte er ein tiefes Misstrauen gegen jegliche dogmatische „-ismen“, wie sie sich in diversen K-Gruppen austobten. Mit dem real existierenden Sozialismus hatte er schon seit dem Einmarsch des Warschauer Paktes in die ČSSR gebrochen. So schloss er – mit seinen Worten – „das durch politische Aktivitäten in der Sponti-Szene garnierte Studium“ ordentlich mit dem I. und II. Staatsexamen zum Gymnasiallehrer ab. Seine erste Schule in Berlin hätte ihn gern als Politik- und Geschichtslehrer übernommen, aber „als jemand, der schon als Teenager durch die Sahara getrampt war, konnte ich mir ein Beamten-dasein bis ans Lebensende nicht vorstellen“.

Ein willkommener Anlass, sich aus der linken Berliner Szene zurückzuziehen bot ihm ein Stipendium der Friedrich-Naumann-Stiftung zur Untersuchung der Agrarstrukturen in Peru zwecks möglicher Entwicklungshilfe. Nach seiner Rückkehr gründete er 1980 mit sechs anderen jungen Wissenschaftlern das Berliner Institut für Vergleichende Sozialforschung, das kritische Schriften zur Entwicklungspolitik publizierte und entsprechende Symposien veranstaltete. Wegen zu unterschiedlicher Interessen ihrer Mitglieder blieb die Gruppe jedoch nicht lange beisammen. Und so kam es Rathfelder sehr gelegen, als er 1983 von der alternativen linken Berliner „Tageszeitung“, kurz *taz* genannt, gefragt wurde, ob er nicht vertretungsweise die Westeuropa-Redaktion für ein halbes Jahr übernehmen wolle. So begann Erich Rathfelder seine journalistische Laufbahn mit 36 Jahren eher ziemlich spät.

Nach einem Jahr wechselte er in die Osteuropa-Redaktion. Die oppositionellen Bewegungen für Demokratie und einen Sozialismus mit menschlichem Antlitz hatten ihn seit dem Prager Frühling besonders interessiert. Er unternahm viele Reisen nach Ost- und Südosteuropa, interviewte die führenden Oppositionellen vor allem in Polen, Ungarn, der ČSSR. Er traf Adam Michnik, Jacek Kuron, Jerzy Dienstbier und György Konrad. In der DDR kontaktierte Rathfelder Regimegegner wie Wolfgang Templin und arbeitete mit dem inzwischen im Westen lebenden Roland Jahn zusammen, um Artikel von DDR-Oppositionellen für die Ostberlin-Seite der *taz* zu organisieren. Aufgrund eines Kommentars zum XXI. Parteitag der SED 1986, den er als Honeckers Höhepunkt beschrieben hatte, nach dem es für ihn nur noch abwärts gehen könne, wurde ihm persönlich ein Einreiseverbot erteilt. Dem schlossen sich sogleich die ČSSR, Rumänien, Bulgarien und Albanien an. Da er und die *taz* mittlerweile in den so genannten Reformstaaten Polen, Ungarn und UdSSR ständige Korrespondenten platziert hatten, blieb für ihn selbst als Reiseziel unter den sozialistischen Ländern nur Jugoslawien übrig.

Damals ahnte Rathfelder noch nicht, dass dieses Land schicksalhaft zum Thema seiner gesamten journalistischen Karriere werden sollte. Seit 1987 bereiste er regelmäßig alle Republiken und autonomen Provinzen Jugoslawiens. Bereits während seiner ersten ausgedehnten Reise spürte er, dass es unter der Oberfläche des Tito-Dogmas „bratstvo i jedinstvo“ gährte: Auf der einen Seite

das von prominenten Intellektuellen artikulierte, zunehmend auch von weiten Teilen der Bevölkerung gefühlte Verlangen nach mehr Demokratie und Öffnung der erstarrten sozialistischen Gesellschaftsstrukturen; auf der anderen Seite die erstarkenden zentrifugalen Kräfte eines extremen ethnischen Nationalismus. Nach den Unabhängigkeitserklärungen Sloweniens und Kroatiens 1991 entluden sich die sich widerstrebenden Kräfte in den von ethnischen Säuberungen, Menschenrechtsverletzungen und Massakern geprägten Kriegen, die diesem sachkundigen Publikum nicht weiter erläutert werden müssen.

Uns interessiert hier und heute, wie der Journalist Erich Rathfelder auf die neue Lage reagierte. Seit Juni 1991 berichtete er über die Kriege in Slowenien und Kroatien und seit 1992 drei Jahre lang vor allem über den Krieg in Bosnien-Herzegowina. Da ihn die *taz* nicht als Korrespondenten anstellen wollte, arbeitete er seit 1992 als freier Journalist mit einem Pauschalisten-Vertrag der *taz* für sein altes Blatt und daneben noch für die Hannoversche Allgemeine und die Nürnberger Nachrichten sowie für die Wiener Presse und den Zürcher Tages-Anzeiger. Er entschloss sich, im Lande zu bleiben – mit Split als festem Wohnsitz – und als Kriegsreporter zu arbeiten. Seine Berufsauffassung speiste sich letztlich aus seinen „linken“ Wurzeln: Humanismus und Pazifismus. Auch die Verbrechen der Hitler-Diktatur sowie die Kindheit und Jugend in der Nachkriegszeit hatten ihn geprägt. Rathfelder lehnt bis heute strikt jeden Nationalismus im Allgemeinen und seine ethnischen Wucherungen im Besonderen ab. Das führte dazu, dass er sich sowohl im bosnischen Krieg als seit 1997 auch im Kosovo-Krieg nicht mit der Berichterstattung reiner Tatsachen zufrieden gab, sondern stets der inhumanen, der verbrecherischen Kehrseite der Kriege ein aufklärerisches Gewicht verlieh. Das brachte ihm mitunter den Vorwurf ein, er verlasse den Standpunkt des objektiven Berichterstatters und sympathisiere zu stark mit den – tatsächlichen oder vermeintlichen – Opfern, im Klartext: mit den Bosniaken und den Kosovo-Albanern, was dann zu einer à priori anti-serbischen Einstellung führe.

In den letzten zwei Jahrzehnten wurden Unmengen von kommunikations- und medienwissenschaftlichen Untersuchungen über Kriegs- und Krisenjournalismus veröffentlicht. Nicht minder an Zahl sind die Bücher und Essays bekannter Kriegsreporter.¹ Vor allem in ersteren, den wissenschaftlichen Studien, wird zumeist das Postulat einer vollkommenen Distanz zu den Kriegsparteien und möglichst den Opfern vertreten. So wie es der legendäre deutsche Reporter und Moderator Hanns Joachim Friedrich formulierte: Einen guten Journalisten erkenne man daran, dass er Distanz zum Gegenstand seiner Betrachtung halte, sich nicht gemein mache mit einer Sache, auch nicht mit einer guten, dass er immer dabei sei, aber nie dazu gehöre. Auch ich habe dieses Zitat 2008 in meiner Laudatio auf Christiane Schlötzer von der Süddeutschen Zeitung angeführt, zugleich aber – wenn ich mich selbst zitieren darf – in Hinblick auf „die oft auch teilnahmevolle Berichterstattung und Kommentierung“ unserer damaligen Preisträgerin festgestellt, dass Friedrichs Gebot an seine Grenzen stoße, „wenn damit Journalisten geraten werden sollte, sich jeglicher Anteilnahme an menschlichen Schicksalen zu enthalten“. Unzählige Reportagen seien nicht oder weniger beeindruckend und informativ geschrieben oder gesendet worden, wenn die Berichterstatter den menschlichen Faktor nicht berücksichtigt oder gar in den Mittelpunkt gestellt hätten. Dies trifft meines Erachtens auch auf Erich Rathfelders Arbeitsweise und Auffassung von Kriegsberichterstattung zu.

1 Zu beiden Themenfeldern siehe z.B. die umfangreiche „Auswahlbibliographie zu Kriegen, Konflikten, Medien und Journalismus (Schwerpunkt ab 1980)“ von *Oliver Zöllner* in: *Deutsche Welle* (Hg.): „Sagt die Wahrheit: Die bringen uns um!“ – Zur Rolle der Medien in Krisen und Kriegen, DW-Schriftenreihe Bd. 3, Berlin 2001.

In einer vergleichenden Studie zur Berichterstattung über den Jugoslawien-Konflikt 1993 bis 1995 in *taz* und *FAZ* ² werden die Arbeitsweisen gewissermaßen zweier Antipoden untersucht – die Erich Rathfelders und die von Matthias Rüb, Südosteuropa-Korrespondent der *FAZ* zwischen 1993 bis 2002. Danach steht Rathfelder für den ständig vor Ort bzw. überall in der Region präsenten, mit den Menschen dort in intensivem Informationsaustausch stehenden, sich den Opfern zuwendenden Reporter. Rüb (übrigens 2001 mit unserem Journalistenpreis ausgezeichnet) vertritt dagegen den bewusst nicht im Gebiet der Berichterstattung wohnenden, sondern von Fall zu Fall einreisenden, Distanz zu den Kriegsparteien, aber auch zur Zivilbevölkerung haltenden Korrespondenten. Die Arbeitsweisen und Berufsauffassungen der beiden Reporter, die von der Autorin auch interviewt wurden, unterscheiden sich beträchtlich. Und dennoch kommt sie zu dem Ergebnis, dass gemessen an der wissenschaftlichen (sozusagen philosophisch-soziologisch-anthropologischen) Definition des Begriffs „Objektivität“ die Berichterstattung beider Korrespondenten „in jedem Falle als objektiv anzusehen“ sei. Daraus würde ich folgern, dass beide Berufsauffassungen legitim sind und der Vielfalt unserer Medienwelt dienen.

Wie Matthias Rüb mit „Der letzte Diktator – Slobodan Milošević, eine europäische Karriere“ ein Buch über seine Zeit in Ex-Jugoslawien schrieb, so hat auch Erich Rathfelder ergänzend zur flüchtigen Zeitungsarbeit Erlebnisse, Erkenntnisse und Analysen in Buchform gegossen. ³ Sein umfassendes Kosovo-Buch wurde vom Kollegen Michael Martens (unserem Preisträger von 2007) in der *FAZ* als profunde Geschichte des Kosovo-Krieges gelobt. Zu dem 1998 erschienenen Buch „Sarajevo und danach: sechs Jahre Reporter im ehemaligen Jugoslawien“ hat der leider im letzten Jahr verstorbene Hans Koschnik, 1994 bis 1996 EU-Administrator in Mostar, ein Nachwort geschrieben, aus dem ich hier einige Sätze über unseren Preisträger und zu unserem Thema zitieren möchte. Koschnik schreibt:

„Erich Rathfelder gehörte zu dem kleinen Kreis balkanerfahrener Journalisten, die nicht wegen einiger, ganz unbestreitbar zu verurteilender Exzesse im Konfliktgebiet ihrer Aufgabe nachgingen, sondern um Hintergründe und Gefahren, Verhalten und Absichten der für den Konflikt Verantwortlichen aufzuzeigen und zugleich die Öffentlichkeit über die unfassbaren Übergriffe gegen Zivilisten – gleich welchen Alters und welchen Geschlechts – zu informieren, alles in der Hoffnung, dem barbarischen Treiben ein möglichst schnelles Ende zu setzen. Objektive Berichterstattung war das Mittel, doch nur beim Aufzeigen und Mitteilen sollte es nicht bleiben, die Berichte und Informationen sollten die Leser auch betroffen machen und die Politiker zum Handeln veranlassen. Dass man bei letzterem nicht mit einer Erfolgsbilanz aufwarten kann, ist leider bittere Realität ... Wann immer Erich Rathfelder kam, um nachzufassen und sich mit uns auszutauschen, wenn es um eine für ihn wahrheitsgemäß recherchierte, gerechte (oder ungerechte) Sache ging, unangemeldet plötzlich auftauchend und wieder verschwindend, war er für mich ein geschätzter, keinen Streit auslassender Gesprächspartner.“

Auch Christian Schwarz-Schilling, von 1995 bis 2004 Internationaler Streitschlichter in Bosnien und 2006/07 Hoher Repräsentant und EU-Sonderbeauftragter in Bosnien, kennt Erich

2 *Sibylle Bauschinger*: Der gedruckte Krieg – Zur Berichterstattung über den Jugoslawienkonflikt (1993–1995) in *taz* und *FAZ*, in: AVN (Augsburger Volkskundliche Nachrichten), 13. Jg., H. 26, 12/2007.

3 *Erich Rathfelder* (Hg.): Krieg auf dem Balkan: die europäische Verantwortung, rororo aktuell 1992; *E. R.*: Sarajevo und danach: sechs Jahre Reporter im ehemaligen Jugoslawien, Beck'sche Reihe 1998; *E. R.*: Schnittpunkt Sarajevo: Bosnien und Herzegowina zehn Jahre nach Dayton, Berlin 2006; *E. R.* (Hg. mit Carl Bethke): Bosnien im Fokus: die zweite politische Herausforderung des Christian Schwarz-Schilling, Berlin/Tübingen 2010; *E. R.*: Kosovo: Geschichte eines Konflikts, edition suhrkamp 2010.

Rathfelder aus gemeinsamen Jahren in Bosnien. Auf meine Bitte um einige einschätzende Sätze zu unserem Preisträger für diese Laudatio reagierte er postwendend und schrieb: „Erich Rathfelder ist ein ganz besonderer Mensch, ein Vollblutjournalist mit spürbar pochendem Herzen für die Menschen, denen er begegnet, mit der bohrenden Suche nach Fakten und Wahrheit und scharfsinniger Analyse der Zusammenhänge. Und trotz dieser Eindrucksfülle schafft er es, jeden Bericht mit einer klaren und mutigen Aufforderung an die handelnden Personen auf den Punkt zu bringen. Wir prallten durch die furchtbaren Ereignisse auf dem Balkan plötzlich aufeinander – er, der eher links-revolutionär stehende taz-Journalist und ich, der eher konservativliberal denkende Ordnungspolitiker aus dem Kabinett Kohl. Das leidvolle Schicksal der Menschen in Bosnien-Herzegowina und dem Kosovo hat uns zu einer einzigartigen Freundschaft zusammen geführt. Mein Dank und meine Freude darüber, dass uns diese Begegnung weiter beflügeln möge, wird, so möchte ich hoffen, auch noch kommende Lebensphasen überdauern.“

Nach dieser sehr persönlichen innerhalb der offiziellen Laudatio möchte ich nun unseren Präsidenten Gernot Erler bitten, Herrn Erich Rathfelder den diesjährigen Journalistenpreis der Südosteuropa-Gesellschaft zu überreichen.«

Nach der Verleihung der offiziellen Urkunde ergriff *Erich Rathfelder* selbst für eine Danksagung das Wort. Zunächst zeigte er sich erfreut über die freundlichen Worte Schlegels, denn meistens werde er von allen Seiten angegriffen. Er dankte der SOG dafür, dass sie dauerhaft Journalisten den Rücken stärke. Im Folgenden berichtete er über den Beginn seiner journalistischen Tätigkeit und über seine Arbeit während des Bosnien-Krieges 1992-95:

»Meine Eltern stammen aus dem Osten – mein Vater aus dem Baltikum, aus Riga, meine Mutter aus Ostpreußen ... Die Geschichte der Region ist verwoben mit dem Stalin-Hitler-Pakt 1939. Damit begann die Politik der massiven Verbrechen im Europa des 20. Jahrhunderts. Polen und Deutsche wurden nach Festlegung der Interessenssphären nach Westen getrieben, weil zwei Diktatoren dies so wollten ... – Das Prinzip dieser menschenverachtenden Politik, die dann in der Shoah mündete, fand ich 1991 auf dem Balkan wieder, als ich von hoher kroatischer Seite die Information erhielt, dass die Präsidenten Kroatiens und Serbiens, Franjo Tudjman und Slobodan Milošević, sich schon im März 1991, also vor dem Krieg in Kroatien, in dem Ort Karadjordjevo getroffen hatten, um über die territoriale Aufteilung in Bosnien und Herzegowina zu verhandeln. Während sie dann später gegeneinander Krieg in Kroatien führten, waren sie sich in Bezug auf Bosnien im Prinzip einig: Das Land sollte unter den beiden Staaten territorial nach ethnischen Kriterien aufgeteilt werden. Die folgenden Verbrechen der ethnischen Säuberungen während des Krieges in Bosnien-Herzegowina waren direktes Resultat dieses ethnisch nationalistischen Prinzips ...

In Sarajevo wurde mit der Verteidigung der multi-nationalen und multi-religiösen Gesellschaft das gegenteilige Prinzip vertreten. Insofern hatten alle Recht, die 1993 erklärten, in Sarajevo würden die Werte Europas gegen den Faschismus verteidigt ... Die bosnische Tragödie setzte sich jedoch auch nach dem Krieg fort. Mit dem Friedensvertrag von Dayton 1995 hat die internationale Gemeinschaft das ethno-nationalistische Prinzip anerkannt und bestätigt. Die Aufteilung Bosniens und Herzegowinas war nicht nur territorial, sondern spiegelte die Anerkennung des nationalistischen Prinzips wider. Für mich war schon damals deutlich, dass damit die Lunte an Europa gelegt wurde ... Rechtsradikale in Europa haben die jugoslawischen Kriege sehr genau verfolgt und ihre Schlüsse daraus gezogen: Rechtsradikalismus wurde machbar, nationalistische Extremisten konnten politisch erfolgreich sein ... In diesem Sinn kann man mit einem Witz aus Sarajevo enden: „Wir dachten immer, wir seien 25 Jahre hinter die Entwicklungen in Europa zurückgefallen, vielleicht aber sind wir 25 Jahre voraus“ ... «

Auf der Jahreshauptversammlung erfolgte anschließend die **Verleihung des Förderpreises der Fritz und Helga Exner-Stiftung**, welcher Nachwuchsakademikern zugedacht ist, die mit herausragenden Forschungsarbeiten in Bezug auf Südosteuropa auf sich aufmerksam machen. Die diesjährige Laudatio auf die Preisträgerin, Dr. *Fruzsina Müller* (Leipzig), hielt Prof. Dr. *Wolfgang Höpken* (Universität Leipzig). Müller, die seit 2007 an der Universität Leipzig promovierte und ihre Kindheit, Jugend und Studienzeit in Ungarn verbrachte, habe in ihrer Doktorarbeit zu „Sozialistischen Jeans und Turnschuhen – Kulturgeschichte zweier ungarischer Markenprodukte“, so Höpken wertschätzend, die Spezifika der ungarischen Konsumkultur herausgearbeitet. Er führte wörtlich aus:

»Was der Sozialismus gewesen ist, darüber besteht heute, mehr als ein Vierteljahrhundert nach seinem Ende, alles andere als Einigkeit – in der Öffentlichkeit und in der akademischen Forschung. Das Bild changiert zwischen dem Verweis auf die Herrschaftspraktiken eines autoritären, ja totalitären Machtapparats mit seiner Verweigerung von Freiheitsrechten, mit Disziplinierung und Kontrolle auf der einen Seite und dem Hinweis darauf, dass es selbst unter der paternalistischen Hand der Parteiherrschaft immer auch ein anderes Leben gegeben hat – ein Leben des sich Entziehens und des sich Freiräume Schaffens, ein Leben der Nischen und des Eigensinns, mit dem auch die Beherrschten sich im Alltag hätten zur Geltung bringen können, auch ohne dass sie darin zwangsläufig zu Oppositionellen oder Dissidenten geworden wären.

Es sind dies Deutungskontroversen, hinter denen mehr steckt als nur die unterschiedliche Bewertung von Quellen und Tatsachen, sondern an denen sich immer auch Fragen der biographischen Selbstverortung derer entzünden, die den Sozialismus erlebt und durchlebt haben. Wo die einen den Vorwurf der Nostalgie und des „Weichspülens“ autoritärer Herrschaftspraxis erheben, verweisen die anderen auf die Komplexität der Lebensanforderungen unter den Bedingungen einer unfreien Gesellschaft, die in den Kategorien von Anpassung oder Widerstand nicht zu beschreiben sei.

Worum es also auch heute nach mehr als 25 Jahren des Forschens und der Debatten im Kern immer noch geht, ist die Frage nach dem Ausmaß, aber auch nach den Grenzen dessen, was Jürgen Kocka einmal die „Durchherrschaft“ der Gesellschaft im Sozialismus genannt hat. Und wenn es in diesen Debatten dabei so etwas wie einen Konsens gibt, so wohl nur den, dass jede Annäherung an den Sozialismus diesen immer auch in seinem komplexen Geflecht von „diktatorischer Herrschaftsausübung, aber auch von relativer Normalität des Alltags“ zu begreifen hat. Auch die sozialistischen Herrschaftssysteme waren nie durch Zwang allein zu sichern und zu stabilisieren, auch sie bedurften daneben immer anderer „Bindemittel“, um unter der Bevölkerung wenn schon nicht Loyalität, so doch wenigstens Akzeptanz zu produzieren. Der Sozialismus war nicht nur ein institutionelles Herrschaftssystem, beruhte nie nur auf der Allmacht seiner Machtapparate, er war immer auch eine Sinnwelt, die den Menschen angeboten werden musste, um diese an das System zu binden.

Zu dieser Sinnwelt gehörte – und damit komme ich dem heutigen Anlass der Preisverleihung näher – unter anderem auch das Bemühen des sozialistischen Staates, seinen Bürgern so etwas wie Konsum zu ermöglichen. Sie nicht nur mit dem Nötigsten zu versorgen, sondern ihnen darüber hinaus das Gefühl zu geben, auch im Sozialismus in einer eigenen, auch sinnlich erfahrbaren Konsumkultur zu leben, auch wenn diese eine andere war als im Westen. Die nie überwundene Realität einer Mangelwirtschaft hat einem solchen Bemühen dabei in allen sozialistischen Gesellschaften und zu jeder Zeit Grenzen gesetzt und damit auch jener integrierenden Wirkung, welche die Partei dem Konsum zugedacht hatte. Ausmaß, Gestaltungsformen und Praktiken, aber eben auch die Grenzen dieser Konsumkultur waren dabei allerdings zwischen den einzelnen sozialistischen Ländern, je nach ökonomischer Leistungsfähigkeit, aber auch nach

politischer Systemqualität höchst unterschiedlich. Jugoslawien näherte sich, zumindest in den goldenen 1970er Jahren sicherlich noch am weitesten einer westlichen Konsumkultur an; es war ein „*credit card communism*“, wie das Land in den 1970er Jahren einmal – sicherlich mit einer Prise zu viel an Euphorie – von der „New York Times“ betitelt wurde. In der DDR mit ihrem komplizierten Konkurrenzverhältnis zur Bundesrepublik waren die Bedingungen und auch die Grenzen dieser Konsumkultur andere und deutlich engere. Ungarn lag wohl zwischen diesen beiden Beispielen, so wie es sich auch politisch zwischen diesen bewegte. Ihm und seiner Konsumkultur ist die heute auszeichnende Doktorarbeit von Fruszina Müller gewidmet, die sie unter dem Titel „*Produktion, Legitimation, Imagination. Konsum und Mode im staatssozialistischen Ungarn*“ an der Universität Leipzig verfasst hat.

(...) Am Beispiel der ungarischen Modeindustrie und hier konkret dreier Fabriken für Bekleidungs- und Schuhe fragt Frau Müller nach den institutionellen, ökonomischen und politischen Rahmenbedingungen der ungarischen Konsumindustrie, vor allem aber nach der Gestaltung und den Praktiken von Mode als Teil einer ungarischen sozialistischen Konsumkultur: Wie wurde Konsum ökonomisch und institutionell zwischen staatssozialistischer Planwirtschaft und marktgesteuerten Bedürfnissen der Konsumenten organisiert? Wie nutzte die Partei den Konsum als Herrschaftsinstrument? Wie integrierte sie den Konsum auch diskursiv und kulturell in das Normen- und Wertesystem ihrer sozialistischen Ideologie? – Dies sind nur einige der Fragen, derer sie sich mit einer zwischen Geschichtswissenschaft, Kulturwissenschaft und Sozialanthropologie angesiedelten Methodik nähert.

(...) Besonders in den 1970er / frühen 1980er Jahren, mithin in einer Zeit, in der der ungarische Sozialismus auch den Unternehmen mehr Freiheiten einräumte, etablierte sich die ungarische Konsumlandschaft durch den dosierten Zugang zu westlichen Konsumprodukten, vor allem aber (...) durch die Produktion eigener, deutlich an westlichen Modestandards orientierter Konsumgüter. Besonders die nach Westen schauende Jugend sollte auf diesem Weg gebunden werden und die von Frau Müller untersuchte ungarische Jeansindustrie diente gerade diesem nämlichen Ziel. Es war dies eine Strategie, die – so ein Ergebnis ihrer Studie – durchaus nicht ohne Erfolg blieb, wurden doch ungarische Jeans und Schuhe nicht nur zu einem Exportschlager, zumindest innerhalb des Ostblocks, sondern gerade auch für die Jugend zu einem akzeptierten symbolisch aufgeladenen Konsumgut. Zugleich war die Partei aber stets auch bemüht, den Konsum zu kontrollieren, indem sie diesen auf der ideologischen Ebene mit einer Kritik an der westlichen Konsumgesellschaft verband. Die Menschen sollten auch in ihren Konsumwünschen und ihrem Konsumverhalten an das *eigene* System gebunden bleiben und nicht an das System einer kapitalistischen Konsumgesellschaft.

Frau Müller nimmt damit zugleich eine Frage auf, die von der vergleichenden Konsumgeschichte – angeregt nicht zuletzt durch ihren Doktorvater Hannes Siegrist – seit längerem debattiert wird: Nämlich jener nach den Spezifika einer eigenen sozialistischen Konsumkultur, die nicht als defiziente Abweichung eines westlichen Modells zu beschreiben, sondern die als etwas durchaus Eigenes zu begreifen ist. Im ungarischen Fall, so legen die Ergebnisse ihrer Studie nahe, entsprach dem etwas despektierlich so genannten ungarischen „Gulasch-Kommunismus“ jedenfalls offenbar auch eine sehr eigene Konsumlandschaft, die sich von jener in der UdSSR oder der DDR, nicht zu reden von Bulgarien oder Rumänien, unterschied und die das Land so innerhalb des Ostblocks auch zu einer Art „Schaufenster“ machte.

Ob und inwieweit der Konsum die sozialistischen Herrschaftssysteme stabilisiert oder sie doch eher unterminiert hat, ist letztendlich wohl nur schwer auszumachen. Und auch für Ungarn verzichtet Frau Müller auf eine Beantwortung dieser Frage – aus gutem Grund, um sich vor

ungedeckten Spekulationen zu schützen. Vom Wissen um das Ende des Sozialismus her – gewissermaßen in einer rückwärtsgerichteten Teleologie zu argumentieren – wäre hier sicherlich zu einfach. (...) In jedem Fall war Konsum immer auch ein systempolitischer Drahtseilakt für die Partei, der die vielen Spannungsfelder auszutarieren hatte, auf die man sich mit dem Weg in eine solche sozialistische Konsumgesellschaft einließ. Konsum, und insbesondere Mode, als eine schnelllebige, von individuellen Präferenzen und Entscheidungen abhängige soziale Praxis, stand immer in einem latenten Widerspruch zu den auch in Ungarn nicht aufgegebenen Prinzipien der Planwirtschaft. (...) Die Konsumkultur (...) sollte den Menschen Möglichkeiten offenbaren, die auch das sozialistische System in der Befriedigung von Bedürfnissen bot, aber sie demonstrierte immer wieder auch dessen Grenzen.

Frau Müller hat mit ihrer Arbeit nicht nur einen Beitrag zur ungarischen Zeitgeschichte geleistet, der sicherlich auch die dortige Forschung und die dortige Diskussion um die Verortung des Sozialismus bereichern wird, (...) sondern auch das Bild der europäischen Konsumgeschichte angereichert. Und sie hat einen wichtigen Beitrag zu einer Kulturgeschichte des Sozialismus geleistet – gerade darin liegt, wie ich meine, ihr besonderer Verdienst. Denn nur im Blick auf die Kultur des Alltags wird es uns gelingen, den Sozialismus zwischen den Polen von Herrschaft und Normalität weiter und noch präziser auszuloten. (...) – Die SOG möchte auch in diesem Jahr wieder ihren großen Dank der Fritz und Helga Exner-Stiftung dafür auszusprechen, dass sie mit den von ihnen geförderten Reisestipendien, Nachwuchskolloquien und nicht zuletzt mit dem von ihr gestifteten und hier zu verleihenden Preis dazu beiträgt, dass uns um die Zukunft auch künftiger Arbeiten junger Wissenschaftler zur Geschichte und Gegenwart Südosteuropas nicht Bange zu sein braucht. Ich darf daher den Präsidenten der SOG bitte, den diesjährigen Nachwuchspreis an die Preisträgerin Dr. Fruszina Müller zu überreichen.«

Dr. *Fruszina Müller* sprach nach der Laudatio Worte des herzlichen Dankes an die Fritz und Helga Exner-Stiftung, an die SOG und an Prof. Höpken. Der Förderpreis werde direkt in die Druckkosten der Dissertation investiert und sei somit gut angelegt.

Nach einer kurzen musikalisch untermalten Pause wandte sich die Veranstaltung nun der **Podiumsdiskussion „Südosteuropa zwischen Erwachen und Ernüchterung – Perspektiven von Autoren aus der Region“** zu. Moderiert wurde die Gesprächsrunde von *Hana Stojić* (traduki), es sprachen *Ilir Ferra* (freier Autor und Übersetzer, Wien), *Fedia Filkova* (arbeitete im bulgarischen diplomatischen Dienst, Lektorin, Übersetzerin, Herausgeberin zahlreicher Werke deutschsprachiger Autoren, Sofia) und *Dževad Karahasan* (Schriftsteller, Dramatiker, Essayist, Dramaturg und Literaturwissenschaftler, Graz und Sarajevo).

Fedia Filkova leitete die Runde ein, indem sie eindrücklich verdeutlichte, dass sie selbst aus vollster Überzeugung eine Europäerin sei, auch wenn sie sehe, dass es für die Menschen in den Ländern Südosteuropas ein langer und schwieriger Weg nach Europa – oder besser gesagt in die Europäische Union – sei. Sie betonte dabei auch die Rolle des Projektes *traduki*, das mehr für die Region mache als die Politik selbst. *Dževad Karahasan* reflektierte über die Frage, was "Erwachen" für ihn bedeute. Das alltägliche Erwachen sei für ihn verbunden mit einer Katerstimmung. In der Nacht schmiede der Mensch Pläne, male sich Utopien aus, überlege sich Projekte, ohne die Nacht lohne es sich nicht zu leben, doch am Morgen nach dem Erwachen bliebe nur die Ernüchterung, der Kater, mit dem man sich zufrieden geben müsse. *Ilir Ferra* assoziierte mit dem "Erwachen" das "Frühlingserwachen" von Wedekind und den Fall des Eisernen Vorhangs. Die Transition in Albanien dauere nun schon seit 26 Jahren an, 26 Jahre sei man erwacht, aber in einem Verharrungszustand, welcher für die Gesellschaft schwieriger sei als für das Individuum. Diesen zu beheben, sah er als dringendste Aufgabe für Europa.

Karahasan wies darauf hin, dass es das Land, in welchem er geboren wurde, nicht mehr gebe – auch die Stadt, in welcher er das Licht der Welt erblickte, gibt es nicht mehr, denn sie heißt nun Tomislavgrad, nicht mehr Duvno. Er stelle sich täglich die Frage, ob es ihn denn überhaupt gebe. An diesem Beispiel zeigte er, dass im Vergleich zu dem, was nach dem "Erwachen" kam, Jugoslawien ein Paradies gewesen sei; Tito sei ein milder Diktator gewesen, unter dem er selbst als Autor schreiben konnte, was er wollte. Nach Tito seien jedoch nur lauter groteske Diktatoren an die Macht gekommen, so dass das "Erwachen" jeden Tag aufs Neue einer Katerstimmung gleich komme.

"Wir sind politisch selbst, wenn wir nur atmen", antwortete Ferra auf die Frage, ob ein Autor die Aufgabe habe, politisch sein zu müssen. Bis vor einiger Zeit habe er sich an die Maxime gehalten, nichts zu schreiben, was er selber nicht erlebt habe. Doch nun habe er festgestellt, dass jeder Mensch seine eigene Rolle in der Gesellschaft habe, die er als Autor nicht übernehmen möchte. Auch befinde sich die Auffassung, dass Literatur Literatur bleiben solle, in einem Änderungsprozess. Durch das Verfolgen albanischer Zeitungen und Zeitschriften, sehe er deutlich den Einfluss der Politik auf die Medien.

Hana Stojić richtete nun erneut das Wort an Filkova und merkte an, dass in ihrer doch sehr intimen Lyrik keine politischen Statements zu finden seien. Ob Filkova dies denn als absichtlichen Schutzraum gewählt habe? Die Autorin entgegnete, dass vor dem Mauerfall die wirklich politische Lyrik eben nicht-politische Lyrik gewesen sei, da man in ihr keine Lobreden auf Politik oder Sozialismus fand. Sie zeige ihre klare Haltung gerade dadurch, dass sie kein einziges Gedicht über eben diese Themen verfasse. Doch inzwischen bemerke sie in der bulgarischen Lyrik wieder einen Trend hin zu politischen Statements, einer neuen sozialen Lyrik, welche es sich zur Aufgabe gemacht habe, soziale Ungerechtigkeiten zu thematisieren.

Karahasan beschrieb als Antwort auf die Frage, welche Möglichkeiten ein Autor habe, die Herausforderung zu meistern, die Gesellschaft zu kommentieren, wie er während des Bosnien-Krieges mit seinen Studierenden ausschließlich Komödien gespielt habe. Kunst sei für ihn gleichbedeutend mit Schwimmen gegen den Strom – damit, die Leute zum Selbstdenken zu überreden, dazu, dass sie zweifeln, skeptisch bleiben. Aber das Wichtigste sei, sich selbst und andere daran zu erinnern, dass das Leben einzigartig ist. Bei Gott gebe es so wenig eine "Serienproduktion", wie es für einen Schriftsteller eine "Menschheit" gebe, so dass es die Verpflichtung eines jeden Schriftstellers sei, sich dem einzelnen Menschen zu öffnen.

Auf die Frage nach der Doppel-Identität eines Autors – einerseits sei er Brückenbauer zu seiner Herkunftsgesellschaft, andererseits aber auch Deuter ebendieser – entgegnete Filkova, dass Schriftsteller zugleich auch Problemlöser seien und dass die Probleme der ganzen Region wichtiger seien als die einzelner Staaten. Alle leben zusammen in der heutigen Zeit – dessen zum Trotz, dass die Geschichte auf dem Balkan jeden Tag aufs Neue vergewaltigt werde. Ferra konterte und merkte an, dass das Problem darin zu finden sei, dass man in Europa langandauernd über Problemlösungen nachdenken würde, während zum Beispiel Trump oder Orbán etwas einfach machten und somit Fakten schafften. Nach einem kurzen Exkurs Karahasans in die Geschichte der Kaffeekultur auf dem Balkan und dem Einspruch, dass Politik auch nur eine von den unzähligen Seiten des Lebens sei – eine politische Entscheidung verändere das Leben nicht mehr als der Alltag dies eh schon täte – beendete Ferra diesen Komplex mit dem Satz, dass jeder auf dem Balkan zwei Stühle habe: einen Zuhause, einen im Kaffeehaus. Doch die Jugend möge nicht mehr weiter Kaffee trinken.

Stojić schlug nun eine Brücke zurück zum eigentlichen Thema der Podiumsdiskussion und fragte die Teilnehmenden, ob sie sich zwischen zwei Kulturen, zwischen zwei Ländern empfin-

den würden. Karahasan verwies darauf, dass er nach dem Vertrag von Dayton, in dem es keine Bürger Bosniens und Herzegovinas mehr gebe, gar nicht existiere. Ein Mensch müsse sich als Individuum betrachten mit seinen unzähligen Aspekten und Zugehörigkeiten. Ferra sah sich durchaus mit der Erwartungshaltung konfrontiert, dass er ein Brückenbauer sein müsse. Doch habe er die Erfahrung gemacht, dass eine Brücke gar nicht notwendig sei, da man in Österreich und Albanien die gleichen Einstellungen und die gleichen Probleme habe.

Auf die abschließende Frage nach der Einschätzung der aktuellen Situation in Rumänien, wo seit Anfang 2017 die größten Massenproteste in der Geschichte des Landes stattfinden, äußerten alle Teilnehmenden, dass sie die Vorkommnisse mit großem Interesse verfolgten. Filkova betonte, dass die Proteste ein gutes Zeichen seien, aber dennoch nicht ausreichend, da kein Politiker vor Gericht gestellt werde. Ihrer Ansicht nach zeige sich, dass Gerechtigkeit in der Gesellschaft fehle. Die Sprache der Politiker sei oft keine Sprache mehr, sondern eine Waffe. Was solle dem ein Schriftsteller entgegenhalten? Karahasan schlug einen Bogen zu den Protesten in Bosnien und Herzegowina 2013, bei denen die Demonstranten "sein Staatsarchiv" anzündeten. Mit denen wolle er nichts zu tun haben. Der Angriff auf das Staatsarchiv sei "ein Angriff der Zivilgesellschaft auf die Zivilgesellschaft" gewesen, analysierte Ferra. Auch in der albanischen Zivilgesellschaft rege es sich zum Thema Korruption, die Gesetze sollten verschärfte werden, doch nun rege man sich in der Gesellschaft über den Eingriff der EU, einem Eingriff von außen, auf.

In seinen abschließenden Worten stellte SOG-Präsident *Gernot Erler* fest, dass er auf den Veranstaltungen der SOG immer wieder etwas lerne. Er betonte, dass sich regelmäßig eine Alternative finden ließe und somit nicht jedes "Erwachen" zwangsläufig einen Kater ergeben müsse.
